

**Zeitschrift:** Die Berner Woche  
**Band:** 32 (1942)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Vergesslichkeit  
**Autor:** Stadelmann, H. Arthur  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-635128>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

haufen nun soweit verkohlt, muss derselbe 2 Tage erkalten. „Wer sät, der wird ernten“, so lautet der Wahlspruch auch beim Köhler. Verbrannte Erde und Moos werden entfernt und die verkohlten Holzschelte Stück für Stück sorgfältig hervorgeholt und sogleich verkleinert, in Säcke gefüllt und abgewogen. Der „Fridel“ hat eigens eine Brückenwaage, mit der er das Ausbringen bestimmt. Er wiegt die Holzkohlen an Ort und Stelle ab. Die gesamte ihm übertragene Arbeit teilt er mit einem Gehilfen, den er witzig „Assistent“ tituliert! Das Holz zur Meilerei wird von seinem Arbeitgeber geliefert. Von Zeit zu Zeit schickt ihm dieser als Belohnung für seine gewissenhafte Arbeit ein Fässchen Wein. Er ersuchte mich nun, in die Hütte einzutreten. Hier ist eine primitive Schlafgelegenheit eingerichtet. Ein schmaler langer Tisch und eine notdürftige Waschanlage ergänzen den Haushalt. So lebt der „Chole-Fridel“ seit Monaten im Walde am Ufer des schwarzbraunen Doubs. Lächelnd erzählt mir der rüstige Alte vor dem Abschiede, dass ihn gerade diese Einsamkeit glücklich mache und dass es für ihn nichts Schöneres gäbe, als mit einer Tabakpfeife qualmend den ebenfalls rauchenden Meilerhaufen zu beobachten und dabei hoffen zu können, dass diese „Ladung“ noch besser ausfalle als die letzte. Bekanntlich ist die Herstellungsweise von Holzkohlen, wie wir sie jetzt kennen lernten, die älteste Gewin-

nungsmethode. Dieses Verfahren hat heute, wo die schnelle Herstellung von Holzkohle gefordert wird, etwas an Rentabilität verloren, da moderne Holzdestillationsapparate erschafft worden sind. Diese haben den Vorteil, schneller zu verarbeiten und grünes Holz zu verwenden. Die Qualität der Holzkohle nach der alten Methode habe jedoch besondere Vorzüge. Ferner behält dieser Herstellungsvorgang ein Stück Romantik offen und ist eng mit der Natur verbunden. Bevor ich nun meine Rückwanderung antrat, dankte ich dem pflichtbewussten, bescheidenen Manne, der in seinem 70sten Lebensjahre Tag und Nacht seiner Arbeit nachkommt, für seine freundlichen Erläuterungen und versprach ihm, bald wieder vorbeizukommen. Besuche freuen ihn besonders, aber nicht solche, die im Meilerhaufen mit Spazierstecken herumgrübeln, um ihre Neugierde zu befriedigen. Den Rückweg antretend, stiegen in mir verschiedene Gedanken auf, wie mancher Eidgenosse, dank der Holzkohle, seinem Berufe nachleben kann. Welche Wichtigkeit spielt diese in bezug auf unsere Landesverteidigung! So hilft dieser einfache, treue Arbeiter mit an der Selbstversorgung unserer Heimat in schweren Zeiten. Diese in jeder Beziehung harte, unverdrossene Arbeitsweise zum Wohle unseres Vaterlandes sollte unserer Generation, ein jeder an seinem Platze, zum nachahmenswerten Beispiele dienen. R. Haag-Tobler.

## VERGESSLICHKEIT

Von HEINR. ARTHUR STADELMANN

Wir ledigen Assistenzärzte trafen uns damals fast jeden Abend nach dem Dienst in der kleinen Weinstube zum „Rebstock“ gegenüber der „Medizinischen Universitäts-Poliklinik“. Ab und zu besuchte uns auch der eine oder andere der verheirateten Kollegen; keiner aber so selten wie Dr. Merian. Und das hatte allerdings seine guten Gründe. Dieser von uns allen respektierte Assistent des alten Prof. Bergmann war schon seit Jahren verheiratet und lebte mit seiner kleinen Frau in einer geradezu idealen Ehe, so dass er daher wohl mit Recht seine eigene gemütliche Häuslichkeit dem Aufenthalt im Wirtshaus vorziehen mochte.

Nach längerer Zeit war Merian aber doch einmal wieder unseren drängenden Einladungen gefolgt, und irgendwie war das Gespräch auch auf den Chef der Klinik gekommen. Jemand hatte geäußert, dass Professor Bergmann denn doch schon recht alt für seinen verantwortungsvollen Posten sei und wie man verschiedentlich beobachtet habe, dass ihn sein Gedächtnis zu Zeiten im Stich lasse.

„Es ist selbstverständlich, dass ein Mann in seinem Alter ein paar Nebensächlichkeiten vergessen kann“, mischte sich hier Merian ins Gespräch. „Ich weiss aber nur von einem einzigen Fall, indem seine Vergesslichkeit wirklich von grösserer Bedeutung war. Wenigstens von Bedeutung für mich: er schuf damals die Voraussetzung zu meinem heutigen Glück.“

„Die Sache trug sich vor fast zwanzig Jahren zu, als Bergmann noch nicht zur Leitung der medizinischen Universitäts-Klinik berufen worden war“, fuhr Merian fort, lächelnd über unsere erstaunten Gesichter. „Damals hatte er zwar eine ausgedehnte Praxis in einem der Armenviertel unserer Stadt, aber in seiner menschenfreundlichen Art verdiente er wohl kaum mehr als seinen geordneten Lebensunterhalt.“

Eines Abends wurde er dringend zu einem Krankenbesuch gerufen. Er fand an der angegebenen Adresse ein armseliges, kaltes Zimmer mit einem einzigen Stuhl, einem wurmstichigen Sofa, das zweifellos einmal bessere Zeiten gesehen hatte, und einem Tisch aus Kistenholz. Das einzige Bisschen Farbe in dieser trostlosen Umgebung kam von einer alten Vase mit einem Strauss halbverblühter Veilchen; alles andere war verblichen, freudlos grau in grau. Aber reinlich war das Zimmer und sauber das dünngewaschene Kleid der jungen, verzweifelten Mutter, die weinend an dem Sofa sass, auf dem ihr leidendes, todkrankes Kind gebettet lag, ein Mädchen von etwa sieben Jahren.

Bergmann kannte den Fall schon aus ein paar vorangegangenen Besuchen. Die junge Frau hatte seit dem Tode

ihres Mannes, seit über fünf Jahren, tapfer allen Schicksalschlägen standgehalten; unermüdet hatte Luise Suter die feinen Handarbeiten für die grossen Geschäfte angefertigt, um sich und ihre Inge durchzubringen. Was denken die Menschen denn daran, wie schwer eine junge Mutter, auf sich allein gestellt, zu ringen hat, um auch nur das Allernotwendigste für sich und ein heranwachsendes Kind zu verdienen? Aber was wissen auch die meisten Menschen wirklich davon, wie gern eine Mutter alle Sorgen und Arbeit auf sich nimmt, wie leicht die Hand noch bis in die späten Nachtstunden die Nadel führt, wenn sie dafür ihr Kind froh und glücklich sehen kann!

Erst in den letzten Monaten war die Not schier unerträglich geworden. Die paar noch gerade entbehrlichen Möbelstücke, die dem Zimmer doch wenigstens einen Schein von Behaglichkeit gegeben hatten, waren verkauft worden, als Luise Wochen hindurch auch zu den gedrücktesten Preisen keine Arbeit mehr finden konnte. Jetzt wieder war der letzte Rappen für Medizin und die bescheidenen Honorare des Arztes aufgegangen.

Nach sorgfältiger Untersuchung fand Bergmann, dass die Krankheit des Kindes seit seinem Besuch weiter vorgeschritten war. Die grossen, braunen Augen der Kleinen waren weit aufgerissen und glänzten fiebrig in ihrer wesenlosen Starre; zwei rote Flecken glühten in dem kleinen, abgekehrten Gesichtchen und die Händchen griffen und zuckten krampfartig.

„Herr Doktor“, kam Luises Stimme verzweifelt, als sie Bergmanns ernstes Gesicht nach der Untersuchung sah, „ist es denn ganz hoffnungslos? Kann man denn wirklich gar nichts mehr tun?“

„Es gibt nach meinem besten Willen nur noch eine Möglichkeit der Rettung“, antwortete der Arzt nach mitleidvollem Zögern, „nur ein sofortiger operativer Eingriff kann jetzt noch die nötige Erleichterung schaffen. Aber der einzige Mann, der eine solche Operation mit Aussicht auf Erfolg ausführen könnte, ist Professor Burkhard, der Spezialist. Und dessen Honorar beträgt wenigstens dreihundert Franken“, schloss er leise.

„Ich besitze nicht einmal drei Franken in der Welt“, antwortete Luise Suter in bitterer Verzweiflung; „aber es kann ja nicht sein... ich will arbeiten... Tag und Nacht... mein Leben will ich geben... aber mein Kind, mein Einziges soll leben...“

Voll tiefen Mitgefühls blickte Bergmann auf die Flehende. Wenn man doch nur helfen könnte, der Mutter den Inhalt

ihres Lebens zu erhalten. Aber seine eigene Kunst war hier am Ende.

Ein schwacher Laut kam von dem Krankenlager der Kleinen und fesselte sofort die Aufmerksamkeit des Arztes. „Sie gewinnt ihr Bewusstsein wieder“, flüsterte er. „Leider können wir nicht hoffen, dass es von Dauer sein wird.“

Die wachsblassen Lider zitterten über den Augen des Kindes und die ruhelosen Hände blieben allmählich bewegungslos auf der Decke. Langsam dämmerte Bewusstsein in den schönen Augen.

„Mutti... wo ist meine Mutti?“ kam es endlich stockend. Bergmann gab der jungen Frau ein Zeichen; niederknien nahm diese die kleinen Händchen und drückte sie gegen ihre Brust.

„Mutti, ich möchte meine Veilchen.“ Die Augen des Kindes wanderten zu dem kleinen Wandbrett, auf dem der halbverwelkte Strauss Blumen in der alten Vase stand. Die Mutter nahm das Gefäss herunter und wurde durch ein mattes Lächeln der kleinen Inge belohnt, die mit ihren schwachen Händchen jede einzelne Blüte zärtlich streichelte und liebte.

„Darf ich deine hübschen Blumen auch einmal sehen?“ fragte Bergmann endlich.

„Ja... Mutti und ich haben sie gepflückt, wie wir einen weiten, weiten Weg gegangen sind... Sie werden sie mir nicht fortnehmen...?“ antwortete das kranke Kind.

„Nein, natürlich nicht“, beruhigte Bergmann die Kleine, „ich möchte mich nur auch an ihrem Duft erfreuen und die schöne Vase sehen.“

„Die Vase ist das letzte Ueberbleibsel aus glücklicheren Tagen“, sprach die junge Mutter zum ersten Male seit Inges Erwachen. „Sie ist in der Familie meiner Mutter seit Generationen gewesen — ich glaube fast zweihundert Jahre — mit anderen kleinen Schätzen haben wir sie zu unserer Hochzeit bekommen. Jetzt werde ich sie auch hergeben müssen, wie alles andere, das mir lieb und teuer war. Hoffentlich hat sie wenigstens einigen Wert, damit ich ein paar Franken für Ihr Honorar habe, Herr Doktor“, schloss Luise bitter.

Bergmann hatte seine Augengläser aufgesetzt und die Vase sorgfältig geprüft. Wieviel jubelndes Lachen und schmerzvolle Tränen, wieviel Freude und Kummer, Hoffen und Bangen mochte das alte Gefäss schon gesehen haben!

„Wert?“ sagte er schliesslich. „Nun, ich bin bereit, Ihnen 500 Franken dafür zu bezahlen.“

Luise Suter schaute den Arzt mit ungläubigem Staunen an. Sollte das die Antwort auf ihre heissen Bitten und

Gebete sein? Ihr Mund konnte keine Worte formen, aber Tränen der Freude standen in ihren Augen.

„Damit kann Ihre Inge auch die einzige Möglichkeit zu ihrer Rettung haben: die Operation“, fuhr Dr. Bergmann fort. „Ich will Ihnen gleich hier einen Scheck schreiben und dann mit Professor Burkhard telefonieren; die Operation muss unter allen Umständen noch heute nacht gemacht werden. Wie Sie sehen, verliert die Kleine ihr Bewusstsein schon wieder.“

Eine halbe Stunde später war das Kind in Professor Burkhards Privatklinik. Im Wartezimmer ging eine müde, verhärmte Frau auf und ab, auf und ab. Dann und wann schüttelte ein heftiges Zittern ihren Körper, so dass sie fast zu Boden gesunken wäre. Da... was mochte das Klingeln bedeuten? Konnte es aus dem Operationszimmer kommen? Konnte es bedeuten...? „O lieber gütiger Gott, nur, das nicht, nur das nicht...“, stöhnte sie verzweifelt. Sie wankte und fiel auf einen Stuhl. Was geschah jetzt? Das Klingeln hatte aufgehört und schreckliche Stille folgte. Alles Gefühl und alle Denkkraft verliessen sie; der Raum schien in nichts zurückzusinken...

Dann schien eine Stimme wie Donner in ihren Ohren zu dröhnen: „Trinken Sie dies...“

Allmählich kam sie wieder zu sich und fand Dr. Bergmann an ihrer Seite. „Nun, fühlen Sie sich jetzt besser?“ fragte er freundlich.

Sie ergriff seinen Arm. „Doktor... mein Kind... sagen Sie mir doch... was ist...?“

„Es ist alles vorüber“, sagte Bergmann beruhigend; „Ihr Kind wird leben und gesund sein!“ —

Damit schloss Dr. Merian seine Erzählung. Wir waren seinen Worten mit immer grösserer Spannung gefolgt und atmeten schliesslich auf, als wir den günstigen Ausgang der Episode hörten.

„Ja, lieber Merian“, sagte endlich einer von uns, „waren Sie denn nicht aber davon ausgegangen, uns von einer bedeutungsvollen Vergesslichkeit des Chefs zu erzählen? Ich sehe wirklich nicht recht ein...“

„Oh, das?“ sagte Merian lächelnd. „Sehen Sie, er vergass nämlich zu sagen — damals sowohl wie später — dass die alte Vase in Wirklichkeit keine zwei Franken wert war.“

„Und inwiefern steht Ihr heutiges Glück damit im Zusammenhang, Merian?“ konnte ich nicht unterdrücken zu fragen.

„Haben Sie ganz vergessen, dass meine Frau — Inge heisst?“ fragte Merian lachend zurück.

## NEUE BÜCHER

Rudolf von Tobel: „Pablo Casals“. Mit 41 Abbildungen nach Aufnahmen von Paul Senn. 128 Seiten. Geheftet Fr. 6.—, Leinen Fr. 7.50. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich. Rudolf von Tobel, ein Jünger Casals, schenkt uns dieses aus herzlicher Freundschaft und tiefer Kenntnis entstandene Buch über Casals Werdegang als Cellist, Komponist und Dirigent. Eine glückliche Fügung verschaffte ihm die Bekanntschaft mit seinem schon lange verehrten Meister, und das monatelange Zusammenleben unter einem Dache gewährte dem Autor besonders viele und interessante Einblicke in das Schaffen des Künstlers, die durch Konzerte und gemeinsame Reisen noch vertieft wurden. So legt er nun als dankbarer Schüler ein Bild vom Leben und Schaffen Pablo Casals vor, des universalen Musikers und beispielhaften Menschen — ein Bild schöpferischer, aufbauender und versöhnlicher Menschlichkeit. Die Bildwiedergaben nach Aufnahmen des Berner Photographen Paul Senn wird man mit besonderer Freude begrüssen.

Jakob Bosshart: „Saat und Ernte“. Ausgewählte Novellen. Mit einem Vorwort von Fritz Hunziker. 340 Seiten. In Ganzleinen Fr. 6.50 zuzüglich Steuer. Verlag Huber & Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld/Leipzig. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

In der eindringlichen, von Max Konzelmann dem Dichter gewidmeten Biographie steht der wohlwogene Satz „dass sich Jakob Bossharts Wesen und Bedeutung erst rückschauend erfassen lassen und seine volle Wirkung sich erst postum entfalten kann“. Bald zwei Dutzenden ruht nun die Asche des Dichters in der Erde des Hofes, wo seine Wiege stand. Verschiedentlich erfolgte unterdessen Rückschau auf sein Werk; man hat Gehalt und Nachwirkung mit Sorgfalt gewertet. Es hat sich behauptet, und es wiegt in der Gegenwart schwerer als je. Dieser Auswahlband soll erneut davon zeugen.

Die scharfe Luft unserer Zeit fegt auch durch die künstlerischen Bezirke und setzt dem unerbittlich zu, was nur vor relativen

Maßstäben Bestand hat. Die aufwühlende Not, die so viele seelisch enturzelt und innerlich unsicher macht, zwingt zu dem hin, was echt, wahr und gut ist und darum Halt, Erbauung und Kraft verbürgt. Gerade auf diese Ehrentitel hat Bossharts Dichtung Anspruch — ist sie doch selber im Leid gross geworden und durch Lebensnot gestählt. Die strenge Linie, die ihr innewohnt und eine gewisse Härte bedingt, hat im ernsten Lebensstil der Gegenwart ihr volles Geltungsrecht. Dieser Lebensstil erschliesst wie kaum je zuvor Herz und Sinn für die Schar der Alltagshelden, die in Bossharts Werk an uns vorüberzieht und unser soziales Gewissen aufrüttelt. Gleiches gilt gegenüber dem starken ethischen Zug, der das Gute siegen oder es im Untergang zur stummen, eindringlichen Anklage werden lässt.

Zwei Dinge tun uns in der kranken Gegenwart not, wenn wir sie im menschlichen und staatlichen Bereich meistern wollen: Kraft und Besinnung. Beides strömt aus Bossharts Werken in reicher Fülle auf uns über: nehmen wir es dankbar auf!